

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 30 (1954-1955)
Heft: 1

Artikel: Ein Traum wird Wirklichkeit
Autor: Wilhelm, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071191>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Rudolf Wilhelm

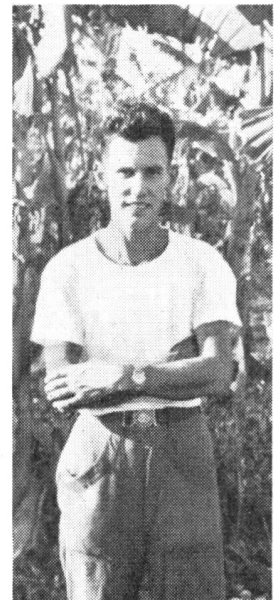
ALS Bub träumte ich von einem Idealstaat, in dem alle Bewohner ein glückliches Leben führen könnten. Ich befuhr mit dem Zeigefinger den Atlas und fand damals Südamerika für meine Pläne besonders geeignet. Später studierte ich an der Universität Zürich Volkswirtschaft. Meine Träume waren vergessen. Ich hatte gelernt, daß Utopien Utopien bleiben müssen und die Entscheidung über Glück oder Unglück weniger von den Systemen als von den in diese eingespannten Menschen abhängt.

Doch ein Jahr nach dem Abschluß meiner Studien erhielt ich unerwartet von der Quäker-Organisation «American Friends Service Committee» die Aufforderung, als Freiwilliger in El Salvador an einem Projekt mitzuarbeiten. Die Bekanntschaft mit dieser Organisation hatte ich als einer der Leiter bei den Lawinen-Aufräumarbeiten im Unterengadin im Sommer 1951 gemacht. Ein UNESCO-Travel-Grant sicherte mir die Reisekosten. So konnte ich mit 25 Jahren daran gehen, etwas von meinen Bubenträumen zu verwirklichen. Nach einem mehrmonatigen Zwischenspiel an einem

Aufbauprojekt im mexikanischen Staat Nayarit gelangte ich im Sommer 1953 nach El Salvador.



Keiner der Freiwilligen in unserm Team war beim ersten Spatenstich am Bau der neuen Siedlung von El Sitio del Niño mit dabei gewesen. Aus Rapporten geht hervor, daß sich in den ersten Monaten des Jahres 1952 in diesem mittelamerikanischen Kaffee-Exportland einige führende Leute einigten, in der weiten, fruchtbaren Ebene von Zapotitan etwas zu wagen. Schon in den dreißiger Jahren wurden in Salvador Versuche zu einer



Der Verfasser

Landreform gemacht. Sie mißlangen, weil die Bauern, an die das Land verteilt wurde, unvorbereitet waren und die rechtlichen Grundlagen der Reform nicht genügten. Bald waren große Teile des verteilten Landes von Großgrundbesitzern wieder billig aufgekauft worden.

Im Frühling 1952 erlaubte aber eine fortschrittliche Regierung, die ihre Revolutionsversprechen erfüllen wollte, und der Beschluß einer interministeriellen Kommission des 100 000 Einwohner zählenden Demonstrationsgebietes, in Zusammenarbeit mit der Weltgesundheitsorganisation, der Landwirtschaftsorganisation, den Vereinten Nationen und der UNESCO, einen neuen praktischen Versuch zur Hebung des Lebensstandards der Bevölkerung zu unternehmen. Ein Agraringenieur des staatlichen Instituts für landwirtschaftliche Kolonisation begeisterte sich für das Projekt, und ein Freiwilligen-Team des «American Friends Committee» stand gerade zur Verfügung.

Heute stehen in El Sitio del Niño 74 saubere, dreiräumige, rote Backsteinhäuser in freundlichen Blumengärten unter hohen Ceiba-Bäumen, in einem Land, wo der landwirtschaftliche Arbeiter sonst in ungesunden Strohütten lebt und die Klassenunterschiede fast unüberwindlich scheinen. Manch andere solcher Siedlungen werden zurzeit in vielen Teilen El Salvadors geplant oder sind bereits im Bau begriffen.

Der Versuch in El Sitio hat sich für alle Beteiligten gelohnt, für die Leute, die fühlen, daß die Campesinos (Landarbeiter) auch Menschen sind, für jene, die etwas gegen den hier drohenden Kommunismus tun wollen, und vor allem für die Bewohner der neuen Gemeinde, die jetzt gesunder und freier von Sorge leben.



Unsere Freiwilligengruppe wohnte in einem alten Hacienda (Farm)-Lagerhaus, das durch die ersten Freiwilligen aus den USA wohnbar gemacht wurde. Um das Haus herum lebten sechs Hunde, eine größere Anzahl von Schweinen, nackte Kinder der Nachbarn, Hühner und Unmassen von Fliegen. Das Haus selbst beherbergte einen Papagei, Ratten, dazu John, unsern Lagerphilosophen, den ehemaligen Harvard-Studenten mit seiner Frau Eleanor, Bill, Ed, Betty, Marie, die Krankenschwester, vor deren Einspritzungen die klei-

nen Kinder Angst hatten, Leo, der finnische Leutnant und ich. Später kamen dann noch Giuliano aus Italien und Isabelle aus Mexiko hinzu. In den Häusern der Campesinos fanden sich Fotos von Helen, Tina, Thea und dem Haiti-Neger Fritz, als Zeichen dafür, daß die Gruppe blieb, wenn auch die Mitarbeiter jeweils nach einem Jahr zu ihrem Beruf als Chemiker, Lehrer, als Laborantinnen oder Sekretärinnen zurückkehrten.

Die weitere Umgebung des Hauses bestand aus einigen Benzinfässern, Bananenbäumen, Zuckerrohrfeldern, einem Benzinmotor, der abends für drei Stunden elektrisches Licht spendete, einem Geleise der salvadorischen Schmalspurbahn, das von den Einheimischen als Fußweg benutzt wurde, einigen Traktoren, einem Büro des Verwalters der Kollektivfarm der Bauern der Gemeinde, die mit der Zeit eine selbständig betriebene Produktionsgenossenschaft werden sollte. Vor dem Büro standen Lastautos, Pferde, im Schatten auf den Zahntag wartende Campesinos und ein Schreiber, der Fingerabdrücke als Lohnquittung entgegennahm. Ein Ziehbrunnen mit sehr sandigem Wasser war da, ferner ein Schopf, der als Schreinerwerkstatt diente. Den Hintergrund bildete die prachtvolle Aussicht auf den Lava speienden Vulkan Izalco.



Unsere Freiwilligengruppe nannte sich «Los Amigos». Von den Außenseitern wurden wir auch «Los Americanos» genannt. Die Umgangssprachen im Team waren Englisch und Spanisch. Die wenigsten der Campesinos hatten jemals eine Landkarte gesehen. Erstaunlicherweise wußten aber manche, obschon sie die Schweiz für einen Teil der USA hielten, daß aus unserm Lande gute Uhren kommen und die Schweiz eine «richtige Demokratie» ist.



Es fehlt nicht an Zeitgenossen, welche die Meinung vertreten, man sollte die glücklichen Naturvölker mit unserer westlichen Zivilisation in Ruhe lassen. Aber die Campesinos mit ihren malerisch zerrissenen Kleidern und breiten Strohütten, die als Tagelöhner auf dem Land der Grundbesitzer arbeiten, sind in Wirklichkeit lange nicht so glücklich, wie das von ferne scheinen mag. Sie leben in schmutzigen Stroh-

dachhütten, oft ohne Betten und ohne Wasser in der Nähe, nicht selten in unsinnige Streitereien mit ihren Nachbarn verwickelt. Im Gebiet der Area de Demonstración, in der die neue Gemeinde El Sitio del Niño liegt, litten 50 Prozent der Bevölkerung unter der Malaria, intestinale Parasiten und Dysenterie sind sehr verbreitet, die Kindersterblichkeit ist viermal höher als in den USA, die Geburtenrate ist in dem ohnehin überbevölkerten Gebiet mehr als doppelt so hoch wie in den USA, der Boden verarmte unter der ständigen Produktion von Mais und ist zum Teil ganz unproduktiv geworden. Nach dem durch den staatlichen Gesundheitsdienst berechneten Mindeststandard reicht das Einkommen des Familienvaters oft nicht einmal aus, diesen allein genügend zu ernähren. Saisonarbeitslosigkeit ist sehr verbreitet und drückt schwer auf die Moral der Leute. Aberglauben bildet einen Grund zu ständiger Furcht, Alkoholismus ist ein schweres Problem, 70 Prozent der Bevölkerung sind völlige Analphabeten, und nur 46 von hundert Kindern zwischen sechs und vierzehn Jahren besuchen die Schule. Heute drängt die Indianermischbevölkerung Zentralamerikas nach einer Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse. Dabei können wir ihnen helfen.



Wenn Besucher ins Dorf kamen, und solche waren zahlreich, fanden sie vielleicht unsere Krankenschwester in der Klinik im Gemeindehaus, Bill in irgendeinem der Gärten damit beschäftigt, im Dorfe unbekannte Gemüse einzuführen, Betty bei der Ausgabe der Unicef-Milch an die Kinder oder im Schulhaus in Handfertigkeitsklassen. Marie als Lehrerin war möglicherweise eben dabei, Frauen in den Gebrauch unserer drei Nähmaschinen einzuführen, oder sie machte Hausbesuche. Leo beschäftigte unter Umständen gerade Männer oder Buben des Dorfes in der Schreinerwerkstatt.

Weniger augenfällig für flüchtige Besucher wäre es gewesen, daß in unserem Dorfe eine demokratische Gemeindeorganisation bestand, um die sich zuerst Ed und später ich bemüht hatten. Aber vielleicht sahen sie einen von uns mitten in einer Gruppe der Dorfleute herumstehen. Er erteilte dann so etwas wie: Auskunft in allen Lebenslagen.



In unserem Dorfe wurde die Zeit nach dem Stand der Sonne abgeschätzt, wenn man überhaupt wissen wollte, wie spät es war. Hatte man eine Gemeindeversammlung auf vier Uhr festgesetzt, so mochte man um fünf Uhr genügend Leute beisammen haben, um beginnen zu können. Die Campesinos nehmen sich Zeit. Wer mit ihnen zusammenarbeiten will, muß sich darin ihnen anpassen. Als ich neu in die Gruppe kam, schienen mir meine Mitarbeiter unverantwortlich langsam vorzugehen. Ich konnte es kaum ertragen, wie oft stundenlang mit den Leuten über eine kleine Angelegenheit gesprochen wurde. Ein halbes Jahr später wußte ich, daß man durch hastiges Handeln nur Schaden würde. Ich mußte lernen zu warten: Stunden, Tage, Monate.



Die Salvadoraner sind weit herum als gute Arbeiter bekannt. Doch als wir die Herstellung von einfachen Möbeln für die neuen Häuser anregten und dabei mithalfen, merkten wir, daß viele unserer Campesinos nur die Handhabung der Matschete und der etwas kürzeren und vorne gebogenen Cuma kannten. Mit diesen beiden Messern wurden das Zuckerrohr und das Gras geschnitten, Pfähle gespitzt, Holz gespalten und Schlangen getötet. Viele hatten noch nie eine Säge in der Hand gehabt.

Einmal wöchentlich kam ein Arzt in unsere Gemeinde. Die Krankenschwester aus unserer Gruppe assistierte und besorgte an den übrigen Tagen den Gesundheitsdienst im Dorfe selbstständig. Während mehrerer Wochen war statt des Arztes ein Hilfsarzt zu uns gekommen, der jedes Fieber als Malaria diagnostizierte. Das kam der Laborantin unserer Gruppe verdächtig vor. Sie stellte im Sanatorium von Sanidad fest, daß es sich bei keinem der Fälle um Malaria handelte. Später kam dann der gut qualifizierte Arzt des Instituts in unser Dorf und brachte lustige Farbenfilme über Sauberkeit und Gesundheitspflege mit. Die Campesinos genossen die Filme, änderten aber selbstverständlich ihre Gewohnheiten nicht plötzlich. Der Arzt, der bisher immer in der Stadt praktiziert hatte, war enttäuscht. Sicher zu Unrecht. Jahrhundertalte Gewohnheiten lassen sich nur langsam ändern. Aber ich bin überzeugt, daß mit Geduld und Überzeugung die Erziehung zur Gesundheit mit den Jahren Erfolg haben wird.

Die Impfungen gegen Pocken, Keuchhusten,

Starrkrampf wurden nach einer Namenliste vollzogen. Wir lernten bald, daß in vielen Familien die Ehepartner nicht miteinander verheiratet sind und die Kinder manchmal den Namen des Vaters, oft aber auch den der Mutter führen. Die Altersangaben waren meist recht unbestimmt. Leute zwischen 60 und 80 sind einfach muy viejo, sehr alt.



In einem Team wie dem unseren, in einem abgelegenen Dorf, wo man vom Morgenessen bis zum Schlafengehen ständig beisammen ist und es keine Möglichkeit gibt, auch nur für Stunden allein zu sein, müssen gelegentlich Spannungen auftreten. An Ursachen für solche fehlte es nicht. Von den verschiedenen nationalen Temperamenten der Mitarbeiter und geteilten Ansichten über die richtige Abwaschtechnik an bis zu den abweichenden Ansichten über unser Gesamtprogramm gab es Streitobjekte im Überfluß. Aber glücklicherweise verbrauchten wir nie viel Zeit mit inneren Auseinandersetzungen. Zusammen mit Litha, der vom Institut für landwirtschaftliche Kolonisation angestellten salvadorenschen «Educadora», versuchten wir in diesem Musterdorf gewissermaßen ein Vorbild friedlichen Zusammenwohnens zu leben. Das war sehr wichtig, nicht nur für uns, sondern auch für unsere Wirkung nach außen. Wie hätten wir sonst die Dorfbewohner von unfruchtbaren Streitigkeiten abhalten können?



Wir wurden immer wieder gefragt, welche besondere Ausbildung man haben müsse, um bei einem Team wie dem unsern mitzuarbeiten. Nun besaßen zwar die meisten von uns irgendeinen Universitätsgrad; zwei hatten sogar einen Jahreskurs für «Social and Technical Assisstances» besucht. Aber das war nicht entscheidend. Viel mehr bedeutete zweifellos der gute Wille jedes Einzelnen, die Campesinos richtig zu verstehen und ihnen zu helfen, sich selbst zu helfen. Wir waren alle nicht als Experten, sondern als Mitarbeiter gekommen, die sich nicht scheuten, schmutzig zu werden. Zu den unerläßlichen Voraussetzungen gehört auch, daß jeder Mitarbeiter mit sich selbst einigermaßen in Frieden lebt und nicht von seinen persönlichen Problemen aufgefressen wird.

DENKSPORT- AUFGABE

Ein Industrieller will nach London fliegen. Das Flugzeug fährt um 10 Uhr. Um 8 Uhr kommt der Nachtwächter zu seinem Chef und bittet ihn inbrünstig, nicht zu fliegen. Das Flugzeug werde abstürzen. So habe ihm letzte Nacht geträumt, und auf seine Träume könne er sich verlassen. Der Fabrikbesitzer fliegt nicht, das Flugzeug stürzt ab, alle Insassen sind tot. Der Chef läßt seinen Lebensretter zu sich kommen, dankt ihm, setzt ihm eine Rente aus und kündigt ihm gleichzeitig.

Frage: Warum kündigt der Industrielle dem Nachtwächter?

Auflösung auf Seite 103

Eines Abends brachte der Arzt die Mitteilung aus der Stadt, die Leitung des Instituts für landwirtschaftliche Kolonisation habe mit Besorgnis von kommunistischen Umtrieben in unserer Mustergemeinde vernommen. Die Angst vor dem Kommunismus ist in diesem Lande verständlich. Die Indianeraufstände, für die man den kommunistischen Einfluß verantwortlich machte, haben vor zwanzig Jahren Zehntausende von Toten gefordert. Aber da in unserm Dorf die Lage der Campesinos viel besser war als in allen umliegenden Gemeinden und wir alle Einwohner kannten, kam uns die Nachricht doch sehr merkwürdig vor. War Don Paulino ein Kommunist oder Don Ramon ein Aufwiegler?

Wir gingen der Sache nach. Es stellte sich heraus, daß der Administrator der Kollektivfarm sich über die Halsstarrigkeit einiger Campesinos unserer Gemeinde beschwert und Bezeichnungen wie Streik verwendet hatte. In Wirklichkeit war aber von einem Streik nicht einmal gesprochen worden. Hingegen hatten einzelne Landarbeiter wirklich gerechtere Akkordansätze im Schneiden des Zuckerrohrs

verlangt. Ich brachte dieser Forderung aus eigener Erfahrung Verständnis entgegen. Ich war nämlich einmal in einem Studenten-Arbeitslager im finnischen Nordkarelien mit einem andern schweizerischen Kameraden als Faulenzer bezeichnet worden, weil wir auf unserm wurzelreichen Boden mit dem Säubern des Landes weniger rasch vorwärts kamen als andere auf einem Boden mit günstigeren Verhältnissen. In diesem Fall verhielt es sich ähnlich.

Im übrigen hatte ich, ohne an eine Kommunistenverschwörung nur zu denken, mehrmals an Versammlungen der Männer, an der diese und andere Fragen behandelt wurden, teilgenommen. Es handelte sich um Sitzungen der lokalen PRUD-Partei, die im Schein der schwachen Petrolfunzel unter der an der Backsteinwand hängenden blau-weißen Fahne der offiziellen Staatspartei stattfanden.

Auch wenn die Campesinos nicht lesen und schreiben können, so besitzen sie doch einen guten Sinn für Recht und Unrecht, und manche von ihnen verstanden es sogar, Wesentliches und Unwesentliches zu unterscheiden. Langsam hatten sie die Bedeutung der Selbsthilfe erfaßt und erwarteten nicht mehr, daß alles

und jedes vom Staatsinstitut getan werden mußte.



Aber es erfordert viel Zeit, um die notwendige demokratische Mitarbeit der Bevölkerung zu erreichen. Besonders in diesem Land mit seinem jahrhundertealten System der großen Haciendas, in der der Gutsbesitzer alles und die Campesinos nichts zu entscheiden hatten. Es ist den Campesinos nicht geholfen, wenn ihnen bei der Einführung einer Konsumgenossenschaft ein schöner, fertiger Laden geschenkt wird und alle Entscheidungen über die Führung des Betriebes in der Stadt fixfertig getroffen werden. Es ist weniger leicht, aber viel wertvoller, wenn die Landarbeiter die Sache möglichst selbst an die Hand nehmen.

Die Hauptsache war, daß die Leute zu den Amigos Vertrauen hatten. Sie glaubten uns, daß wir ihnen helfen wollten, auch wenn wir ihnen sozusagen alles, bis zu den leeren Konservenbüchsen, verkauften, oder doch für jede, auch die kleinste Leistung, eine kleine Gegenleistung verlangten.

Wie wertvoll das Vertrauen in unserer Gruppe

Da musste ich lachen . . .

Eines Tages ließ mich der Direktor der großen Kochherdfabrik, wo ich vor meiner Verheiratung als Sekretärin tätig war, in sein Privatbüro rufen. Dort sah ich ihn in ein eifriges Gespräch mit drei Prokuristen vertieft. Plötzlich wandte er sich an mich und fragte unvermittelt: «So, Fräulein, welle vo dene viere würd Ine jetzt am beschte gfaller?»

Im ersten Moment war ich ganz baff. Dann aber merkte ich, daß es mir glühend heiß bis unter die Haare fuhr. In peinlicher Verlegenheit ging mein Blick von einem der Herren zum andern. «Am beschte na de Herr Mötteli», brachte ich aus trockener Kehle hervor. Nun aber brachen alle vier in nicht endenwollendes Gelächter aus, bis mich schließlich der Chefbuchhalter aufklärte: «Sie haben den Herrn Direktor falsch verstanden, Fräulein, es handelt sich nicht um uns, sondern um die vier neuen Kochherde hier. Es ist ein neues Modell, das in Fabrikation gehen soll. Sie sehen, jeder Herd ist anders gespritzt, und nun möchten wir von Ihnen wissen, welche Farbe Ihrer Ansicht nach am besten in eine moderne Küche paßt.»

Mitgeteilt von O. W.

war, zeigte sich, als nach der sechsmonatigen Trockenzeit der Regen früher als erwartet gekommen war und das Stück Boden, das jeder Bauer für den Anbau seines eigenen Maises zugeteilt bekommt, noch nicht verteilt war. Die Bauern befanden sich in einer verzweifelten Stimmung; denn sie pflegten nach alter Gewohnheit den Mais gleich nach dem ersten Regen zu stecken. Wir konnten zwar den zu früh gefallenen Regen nicht rückgängig machen, aber die Sache immerhin so weit einrenken, daß das Vertrauen der Bauern in ihr Staatsinstitut nicht verloren ging.



Mit der Verteilung des Jahresgewinnes der Kollektivfarm war einige Wochen später die Zufriedenheit im Dorfe wieder hergestellt. Ein großer Teil des Geldes ging zwar in der Abzahlung alter Schulden auf. Aber es reichte doch den meisten Familien auch noch zur Anschaffung von etwas Wäsche und zum Erwerb von etlichen Genossenschaftsanteilen. Das Schönste war, daß nach dem anfänglich so ausgeprägten Mißtrauen, das die einfachste Zusammenarbeit fast verunmöglichte, nun alle Familienmitglieder der Genossenschaft wurden.

Als die Männer dann schließlich in geheimer Wahl aus einer großen Auswahl von Wählbaren ihren eigenen Vorstand für die Genossenschaft wählen konnten, da waren sie von ihrer Genossenschaft vollends überzeugt. Zu unserer Genugtuung wurden die besten Männer gewählt.

Als erstes Unternehmen der Genossenschaft wurde ein Konsumladen und eine kleine Sparkasse gegründet; später sollte dann die Eierproduktion in großem Maßstab in Gang kommen und den Campesinos Gelegenheit geboten werden, Gemüse günstig zu verkaufen.

Auch mit der Einführung von kleinen Industrien wurde begonnen. Don Conce hatte zwei Handwebstühle in seinem Haus. Aus den Fasern des Hennequen versuchten wir Schnüre herzustellen. Aber das Wichtigste, um die Campesinos in den langen Zeiten der Saisonarbeitslosigkeit zu beschäftigen, schien uns immer noch die Entwicklung der Hühnerhaltung und des Gemüsebaues.



Unsere Gruppe hatte in der neuen Gemeinde die Organisation der Straßendelegierten ge-

schaffen, eines Gemeinderates im kleinen, der von den Campesinos gewählt wurde und sich wöchentlich zur Besprechung der Dorffragen traf. Diese Einrichtung entwickelte sich recht erfreulich. Sie zeigte den Männern, daß die Erledigung auch der einfachsten Gemeindegangelegenheiten nicht so einfach ist und was es heißt, selbst kleine Verantwortungen zu übernehmen.

Natürlich kam es vor, daß ein Campesino mit den Beschlüssen der Straßendelegierten nicht einverstanden war und drohte, eine Beschwerde an den Staatspräsidenten zu richten. Aber er wurde nicht ernst genommen.



In der Zeit der monatelangen Arbeitslosigkeit, wenn auf der Kollektivfarm das Zuckerrohr gedieh, gab ich den Männern täglich etwas Schulunterricht. Es ging mir darum, ihnen möglichst nützliche Kenntnisse zu vermitteln. Ich brachte ihnen etwas einfaches Rechnen bei und sprach mit ihnen zum Beispiel über die Gefahren des Wucherzinses, wir diskutierten allgemeine Dorffragen, redeten mit ihnen vom überlegten Geldausgeben und von Verbesserungen in Haus und Garten. Die Männer erwiesen sich immer dankbar für diese Diskussionen und waren beim Lernen, obschon es ihnen Mühe machte, eifrig dabei. Auch die Frauen des Dorfes hatten ihre regelmäßigen Zusammenkünfte und Klassen, in denen das Lesen gelernt wurde.



Jedem Freiwilligen, der die Gruppe verließ, um wieder in sein Berufsleben zurückzukehren, bereitete die ganze Dorfbevölkerung im Gemeindehaus einen rührenden Abschied. Mir wurde, um mich zum Bleiben zu bewegen, kurz vor der Abreise von einer Delegation der Posten eines Administrators der Genossenschaft angeboten. Man versprach mir sogar, ein Haus für mich zu bauen. Aber mich drängte es von unserm Dorf mit seinen nächtlichen Petrolflammen wieder in das Zeitalter der Lichtreklamen zurück. Ich verließ jedoch El Sitio del Niño mit der Überzeugung, daß die Verbesserung der Lage dieser Landarbeiter, die als stumpf, dumm, abergläubisch, mißtrauisch und eigenbrötlerisch bezeichnet werden, nicht eine Utopie, sondern eine praktische Möglichkeit ist.